Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 24 (1968)

Heft: 3

Artikel: Sprache für den Bürobedarf oder die Spracherziehung der Bundesbeamten

Autor: Steiner, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420952

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Darum so lasset uns nach dem trachten, was zum Frieden dienet. 1868.
Also lasset uns nun nach dem trachten, was zum Frieden, und nach dem, was zur Erbauung untereinander dient! 1931.

Steckt nicht in dem kleinen „so" das 19. Jahrhundert? Altertümelnd bei bereits eingerissenem Traditionsverlust.

❁

„Strandweg zum See" steht an der Schipfe in der Zürich beim „Heimethuus" an der Uraniastraße. Und von einem geplanten „Strandweg entlang dem Walensee" las man vor einigen Jahren in der Zeitung.
Warum „*Strand-*"? Unter Strand versteht man im heutigen Deutschen (nach dem Grimmschen Wörterbuch) den „dem ufer des meeres vorgelagerten sandigen oder steinigen streifen, der sich über den meeresspiegel nicht merklich erhebt." Weiter lesen wir dort, *Strand* auf Flüsse angewandt (von Seen ist gar nicht die Rede) lebe „besonders im höheren Stil".
Also wieder einmal ein Fall von sprachlicher Hochstapelei: Man wählt ein zu hohes Wort, weil es so schön ist... Doch selbst abgesehen von der Stillage: Weder an der Limmat noch am Walensee läuft der Weg über den steinigen Uferstreifen, den die Wellen bespülen. Es liegt also auch eine *sachliche* Ungenauigkeit vor. Warum nicht einfach *Uferweg*?

Sprache für den Bürobedarf

*oder die Spracherziehung der Bundesbeamten**

Von Dr. Ernst Steiner, Bern

Nach dem ersten Tag

Jeder Beamte wird sprachlich uniformiert. Sobald er sein Amt antritt, verzichtet er darauf, die Sprache anders zu handhaben, als es in der Verwaltung üblich ist. Tut er das nicht, erleidet er einen Sprachkollaps. Der Neuling will zwar nicht einsehen, daß

* Vergleichen Sie Heft 5/1967, S. 156/57.

sich mit einer Beamtenstelle etwas sprachlich ändern soll. Er hält daran fest, Sprache sei Sprache und sie habe das gleiche Gesicht, ob man sie hinter dem Schreibtisch brauche oder neben dem Nachttisch; es gebe höchstens Unterschiede in der Feinheit: man könne fahrlässig reden wie zu Hause oder gesittet wie in der Nähe des Chefs. Aber der Kurzsichtige schaut lang drein, wenn er die Amtsstube betritt. Er muß sich eines ganz anderen belehren lassen. Das sogenannte Amtsdeutsch ist weit entfernt von familiärer Unterhaltung und kollegialem Gedankenaustausch und gar nicht für Vertraulichkeit und Nächstenliebe geschaffen. Schon die erste Begegnung verursacht zumindest Hühnerhaut. Er erkennt sogleich, daß er einem Deutsch gegenübersteht oder -sitzt, das jeder entgegenkommenden menschlichen Regung entbehrt, trocken ist und leblos, konventionell und unpersönlich. Das Amtsdeutsch ist eine Sprache ohne persönliches Engagement. Es dient der Sache und nicht der Person.

Nach der ersten Woche

Jeder Beamte wird sprachlich halbiert. So plötzlich eine neue deutsche Sprache vor sich zu haben, führt zum ersten Sprachkonflikt und nicht selten zur ersten Sprachneurose. Bis jetzt hat er geglaubt, die Sprache sei so etwas wie ein Herzenserguß oder ein Gefühlsausbruch, und nun findet er im Büro eine Berufssprache vor, die auf alle diese seelischen Schubkräfte verzichtet. Zum erstenmal erkennt der Beamte, daß die deutsche Sprache aus mehreren deutschen Sprachen besteht. Er sieht sich nun hin und her geworfen zwischen dem privaten Hausdeutsch und der Bürosprache und hofft dabei, diese beiden Sprachbezirke fein säuberlich trennen zu können. Er gibt sein Hausdeutsch mit dem Hut in der Hand in der Garderobe ab, wenn er das Büro betritt, und läßt zu Hause die Bürosprache in der Aktenmappe. Natürlich merkt er bald, daß diese Aufspaltung kein idealer Zustand ist. Separatismus führt auch in der Sprache zu einem Kräfteschwund. Tüchtigkeit beruht auf Kraftballung. Also kommt er auf die naheliegende Idee, beide Sprachen zu kopulieren, um einen einheitlichen Stil für alle Lebenslagen zu finden, den Allroundstil. Aber das Ergebnis ist niederschmetternd: bei dieser Vermischung läßt sich das amtliche Schreiben anhören wie ein Familienmagazin. Und der Zwiespalt ist da. Es gibt keinen Kompromiß zwischen der Privatsprache und der Bürosprache. Jeder Sprachtyp verlangt einen andern Griffel.

Nach dem ersten Monat

Jeder Beamte wird sprachlich terrorisiert, auch unter normalen Umständen und ohne böse Absicht. Keiner bringt das Amtsdeutsch aus der Schule mit, das ist sein Verhängnis; er muß es sich zuerst aneignen. Das ist mit ein Grund, warum die Amtssprache nie erneuert wird. Jeder neue Beamte stößt zu Erfahrenen mit Vorsprung im Aktenlesen. Das schafft Unterlegenheit. Auch die Hierarchie tut das Ihre dazu: wer tiefer steht, ist ausgewiesenermaßen schlechter im Bild. Das schafft doppelte Unterlegenheit. Unter diesem Erfahrungs- und Bildungsdruck gerät der Anfänger in völlige Abhängigkeit und muß sich allmählich von seinen Vorgesetzten zur neuen Berufssprache emporläutern lassen. Das geschieht in einem zweifachen Prozeß. Der erste besteht darin, daß ihm die Muttersprache ausgetrieben wird. Wenn er dann entmuttersprachlicht ist, setzt der zweite Prozeß ein, nämlich die Verabreichung der verwaltungsüblichen Spezialsprache. Das Fatale aber dabei ist, daß die Spracherziehung nicht in einem Kurs erfolgt oder mit Hilfe eines Lehrbuchs, sondern in der Korrektur bei jeder schriftlichen Arbeit. Die Korrektur gibt nur eine einzige Lösung, die Lösung des Korrektors. Darum ist jede Korrektur fragwürdig. So kommt nämlich jahrhundertelang das gleiche Muster in Umlauf. Die Gleichschaltung setzt ein. Der Vorgesetzte korrigiert den Nachgesetzten, wie später der zum Vorgesetzten nachgerutschte Nachgesetzte seinerseits den Anfänger korrigiert. In der Verwaltung singt nun alles in der gleichen Tonart unisono. Das Amtsdeutsch ist also eine rotierende Standessprache, die sich über Generationen fast wörtlich am Leben erhält, weil sie mit dem Autoritätsprinzip weiterverpflanzt wird.

Nach dem ersten Jahr

Nach der Erlernung erfolgt die Besitzergreifung. Jetzt erst macht sich die heimtückische Eigenschaft einer Sprache bemerkbar: die Sprache erobert die Person. Der Beamte ist froh darüber, daß er das mühsam Erworbene beherrscht, und merkt gar nicht, daß ihn die Sprache auch beherrscht. Er ist plötzlich ein Gefangener seiner Berufssprache. Die Sprache ist kein Artikel, den man nach Gebrauch wieder weglegen kann, sie ist ein Wesensbestandteil der Person. Es sollte sich also jeder Beamte schon vor dem Amtsantritt ernsthaft fragen, ob er gewillt sei, diese Sprache ein Leben lang in Kauf zu nehmen, weil es kein Entrinnen aus einer Sprache

gibt, die man tagaus, tagein braucht. Die Sprache, die man mehr braucht, bekommt das Übergewicht. Der Beamte ist 8 Stunden im Dienst und somit 8 Stunden dem Einfluß des Amtsdeutschmilieus ausgesetzt. Das prägt ihn. An diesem Punkt setzt dann meistens die Abwehr ein. Eines Tages bemerkt er, daß er auf dem Weg ist, den andere Verbeamtung nennen. Vielleicht hat er seiner Frau beim Ankauf eines Kleides die Rüge erteilt, sie dürfe ohne Vernehmlassung zuständigenorts keine nicht sanktionierten Anschaffungen tätigen. Darob ist sie erschrocken, sagt doch jeder gewöhnliche Familienvater: Du darfst das ohne meine Erlaubnis nicht tun! Dann gibt es noch eine ganze Anzahl anderer büroanrüchiger Wörter, die der Vater in das Familienleben einschleppt. Bei jeder Gelegenheit betont er nachdrücklich, was vordringlich ist, und redet fortwährend von seinen Belangen. Also muß er sich diese Sprache wieder abgewöhnen, sie tönt zu bürolistisch, zu gespreizt und zu weltabgewandt.

Nach x Jahren

Es muß etwas für die Weiterbildung getan werden, bevor die Schaben in das verstaubte Aktendeutsch geraten. Für die sprachliche Neubelebung gibt's die Volkshochschule, den Migros-Kurs, den Sprachverein, die Sprachecke oder die Belletristik. Also rafft er sich auf. Das Billigste ist die schöngeistige Literatur, damit wird angefangen. Goethe erteilt gratis Deutschunterricht. Das Deutsch frappiert ihn, es ist mundgerecht, gefällig, fabelhaft in Klang und Rhythmus und zum Verwundern rasch verständlich. Die Dichtung ist eine Offenbarung, die Verwaltung muß von den Lesefrüchten profitieren. — So kommt es zum Durchbruch des Sprachgewissens im Zuge einer beflissenen und gutgemeinten Erneuerungskur. Aber die Bemühung wird schlecht belohnt. Goethe ist nicht zuständig für die Verwaltung, er macht ja in Sachen Kunst. Goethe bringt ihn bestenfalls um den Bürofrieden. Die Verwaltung hat ihre eigenen Maßstäbe. Dem Beamten wird eröffnet, daß er zum guten, alten, traditionsbewußten Stil zurückkehren müsse, wenn er nicht seine Beförderung gefährden wolle. — So muß man also sprachlich stehenbleiben, um beruflich weiterzukommen.

Nachwort

Gegenwärtig beherberge ich in meinen Schulräumen 60 Bundesbeamte in den Kursen: „Deutsch für Bundesbeamte“. Eigentlich

bin ich sehr erstaunt, daß sie alle das Wagnis eingehen, daran teilzunehmen, und gewillt sind, meine reformbesessenen Sprachanweisungen im Verwaltungsdienst durchzusetzen. Sie vergrößern eindeutig die Gefahr, daß eine schreckliche Sprachkrise entsteht und das Bundeshaus den Sprachnotstand ausrufen muß.

(aus „Informesta", Hauszeitschrift des Eidg. Statist. Amtes)

Sprachunterricht im Elsaß

Freuden und Leiden der „Wanderlehrer"

M. R. Der „Wanderlehrer" im Elsaß ist nicht etwa ein Mann, der die Kinder das Wandern lehrt, sondern er ist ein solcher, der selber wandert, um in den Volksschulen Deutschunterricht zu erteilen. Wir müssen gleich hinzufügen, daß im Elsaß die Volksschullehrer das Recht haben, den Deutschunterricht zu verweigern. Das dürfte in Europa und vielleicht in der Welt einmalig sein, daß ein Lehrer ein obligatorisches Unterrichtsfach ablehnen darf. Aber im Elsaß ist das nun seit 1945 so. Wenn es ein innerfranzösischer Lehrer ist, der die Sprache nicht beherrscht, dann müßte normalerweise ein elsässischer Kollege einspringen. Aber der tut es nicht, einmal, weil seine Gewerkschaft dagegen ist, dann auch, weil die junge Lehrergeneration in dieser Heimatsprache nicht mehr ausgebildet wird. Die ältere Generation findet es unangebracht, daß sie ohne entsprechende Zulage ein Fach mehr als die innerfranzösischen Kollegen übernehmen sollten. Selbstverständlich gibt es rühmliche Ausnahmen.

Was tut die Schulverwaltung, deren leitende Beamte selten oder kaum die Schriftsprache und schon gar nicht den Dialekt sprechen. Sie hat das System der „Wanderlehrer" erfunden. Diese ziehen von Dorf zu Dorf, bekommen sechs bis sieben Francs für das Mittagessen und Kilometergeld für das Auto und erteilen dann den Deutschunterricht. Sie tun es, weil es junge „bacheliers" sind, die nach dem Abitur in die Schulverwaltung eintreten und in der Regel nur ein mangelhaftes Schriftdeutsch gelernt haben. So diktierte kürzlich einer in einem Kreisstädtchen seinen Schülern „das Masser". Schüchtern bemerkte ein Schüler,